
Georg Lukács

Gelebtes Denken

Eine Autobiographie

im Dialog

edition suhrkamp

SV

es 1088

edition suhrkamp

Neue Folge Band 88

Im Jahre 1971, kurz vor seinem Tode, begann Georg Lukács auf den Rat seiner Schüler mit der Arbeit an einer Autobiographie. Das Resultat dieser Arbeit war die Skizze *Gelebtes Denken*. Da Lukács keine Autobiographie schreiben wollte, bei der er sich nur auf sein Gedächtnis verließ – er jedoch keine Kraft mehr verspürte, sein Gedächtnis durch Material aus Archiven und Bibliotheken abzusichern –, willigte er ein, daß die skizzenhaften Überlegungen in Gesprächen weitergeführt wurden. Diese Gespräche, die auf Tonbändern festgehalten wurden, führten die Literaturhistorikerin Erzsébet Vezér und der Essayist István Eörsi im Mai 1971. Die Vorgabe bildete der Text *Gelebtes Denken*, der in den Gesprächen kommentiert und konkretisiert wurde, dem Erklärungen und Ergänzungen zu Seite gestellt wurden. *Gelebtes Denken* und die Tonbandaufzeichnungen – beide sind, zusammen mit einer Einführung von István Eörsi, in dem vorliegenden Band enthalten – beleuchten die verschiedenen Etappen von Lukács' Leben: Der Guerillakampf gegen die Mutter in der Kindheit, literarische Versuche, die ersten Essays, die Hinwendung zu Ästhetik, daran anschließend die Beschäftigung mit ethischen Fragen, die Entwicklung zum Kommunisten, die Rolle beim Ungarnaufstand 1956, der Wiedereintritt in die kommunistische Partei im Jahre 1967. Die dadurch entstandenen »Memoiren« berichten von den Ereignissen jedoch nicht aus einer subjektiven Perspektive; sie zeigen vielmehr, wie aus dem Leben das Lukácssche Denken entstand, und wie dieses Denken seinerseits das Verhalten Lukács' bestimmt hat.

Georg Lukács
Gelebtes Denken
Eine Autobiographie im Dialog

Red.: István Eörsi

*Aus dem Ungarischen
von Hans-Henning Paetzke*

Suhrkamp

edition suhrkamp 1088
Neue Folge Band 88

© Ferenc Jánossy und István Eörsi 1980

© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1981
Erstausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Alfred Utesch GmbH, Hamburg
Druck: Books on Demand, Norderstedt
Umschlagentwurf: Willy Fleckhaus

Printed in Germany
ISBN 978-3-518-11088-1

2. Auflage 2011

Inhalt

István Eörsi

Das Recht des letzten Wortes 7

Gelebtes Denken

(Georg Lukács im Gespräch über sein Leben) 35

I Kindheit, Berufsbeginn 39

II Krieg, Revolutionen 69

III In der Emigration 113

IV Wieder in Ungarn 185

Georg Lukács

Gelebtes Denken 239

Biographische Erläuterungen 281

Personenregister 303

István Eörsi Das Recht des letzten Wortes

I

Als Georg Lukács nach zehnjähriger Parteilosigkeit 1967 sein Parteibuch zurückerhielt, hatte er den Eindruck, daß diese erneute Wende in seinem Leben eine Erklärung erforderlich mache. Schließlich war er in der Zeit des Volksaufstands von 1956 Kultusminister gewesen, und schließlich hatte er auch später seine Solidarität jenen Kommunisten gegenüber nicht öffentlich aufgekündigt, mit denen er zusammen nach Rumänien verschleppt worden war und von denen einige die Internierung trotz maßgeblicher Versprechungen nicht lange überlebt haben, um es taktvoll auszudrücken. Lukács selbst durfte 1957 nach Budapest zurückkehren, aber hier wurde ihm der Posten der »ideologischen Hauptgefahr« zugeschanzt. Seine Schriften durften in Ungarn nicht herausgegeben werden, und man unternahm auch alles, um Publikationen im Ausland zu verhindern. Erst die Vorbereitungen zur ungarischen Wirtschaftsreform schufen eine neue Lage. In einer solchen Entstalinisierungsphase schien es unmöglich anzugehen, Georg Lukács auch weiterhin als ideologische Hauptseuche zu betrachten. Es kam noch hinzu, daß in führenden Kreisen der Partei die Meinung Oberhand gewonnen hatte, es sei ratsam, sich noch vor Lukács' Tod mit ihm auszusöhnen, damit sich nicht der Fall jenes anderen bedeutenden ungarischen Kommunisten wiederholen würde, der Fall Attila Józsefs, der Anfang der dreißiger Jahre aus der Partei ausgeschlossen worden war

und mit dem man erst nach dessen Tod mittels allerlei Verfälschungen Frieden schließen mußte.

»Ich weiß nicht, ob Sie schon gehört haben, daß ich wieder Parteimitglied geworden bin?« fragte mich Georg Lukács mit dem ihm eigenen listigen Seitenblick. Ich nickte, woraufhin er anfang, die Gründe für seine Entscheidung zu erklären. Zum ersten mache die Wirtschaftsreform eine Annäherung objektiv möglich, auch wenn er den Reformplan, der von der Partei für sehr radikal gehalten werde, lediglich als ersten Schritt auf dem Weg zur wahrhaften sozialistischen Umwälzung betrachte. Und als Marxist wisse er, daß die Wirtschaftsstruktur bei gleichzeitiger Beibehaltung der politischen Strukturen nicht tiefgreifend verändert werden könne. Die Partei wolle sich jedoch auf Wirtschaftsreformen beschränken. Dennoch würden durch die Reform Bewegungsspielräume für den Dialog geschaffen. Als zweiten Grund führte er Rücksichten auf seine Schüler an. Er selbst könne von der Philosophie existieren und könne seine Schriften zumindest im Ausland ohne schwerwiegende administrative Konsequenzen veröffentlichen. Seine Schüler hingegen seien vor allem wegen seiner Lage großenteils zum Schweigen verurteilt und zu Brotberufen verdammt, wodurch die Entfaltung ihrer Begabung gehemmt würde. Ihm sei nun versprochen worden, daß man zusammen mit der Klärung der Parteimitgliedschaft auch die Probleme seiner Schüler lösen wolle. Sie sollten Stellen als Wissenschaftler und Publikationsmöglichkeiten erhalten. Auf den dritten Grund war Georg Lukács besonders stolz. Ihm sei zugesichert worden, daß er seine ideologische Sondermeinung aufrechterhalten und zu gegebener Zeit auch artikulieren dürfe. Das eröffne ihm eine neue Perspektive, eine neue Einflußmöglichkeit, daß er, ohne Kompromisse eingehen zu müssen, in seiner Eigenschaft als Ideologe Parteimitglied sein könne. Nachdem ich mir alle Argu-

mente angehört hatte, fragte ich ihn: »Demnach könnten wir sagen, eigentlich ist nicht Genosse Lukács wieder in die Partei eingetreten, sondern die Partei ist wieder in den Genossen Lukács eingetreten?« Wieder blitzte mich Lukács mit seinem verschmitzten Seitenblick an: »Das zu behaupten, wäre leider noch zu früh.«

II

Wir wußten beide, daß diese drei Gründe, so ernst sie von Georg Lukács auch gemeint waren, lediglich die historisch möglich gewordene Manifestation eines tief verborgenen menschlichen Bedürfnisses waren. Als Lukács 1957 aus Rumänien nach Ungarn zurückgekehrt war, schrieb er sofort einen Brief an die Ungarische Sozialistische Arbeiterpartei, in dem er mitteilte, daß er sich auch weiterhin als Parteimitglied betrachte. Auf seinen Brief hat er nie eine Antwort erhalten. Offensichtlich hatte nicht einmal auf dem Höhepunkt der Stimmungsmache gegen Lukács jemand den Mut, einen ablehnenden Brief zu unterschreiben. »Ich bin ihnen im Hals steckengeblieben«, sagte Lukács im Zusammenhang mit solchen Situationen. »Sie können mich weder hinunterschlucken noch ausspucken.« Später las er im Lexikon, daß er aus der Partei ausgeschlossen worden sei. Den Lexikonartikel hatte ein ehemaliger Schüler von ihm, József Szigeti, geschrieben: »Er hatte einen einzigen selbständigen Gedanken, den er nicht von mir gestohlen hat, nämlich, daß man mich in Rente schicken müßte«, sagte Lukács von ihm.

Der Lexikonartikel kann nicht als offizielle Antwort aufgefaßt werden. Obwohl Lukács Witze darüber machte, kränkte ihn die Angelegenheit. Die Zugehörigkeit zur Partei war ihm ein seelisches Bedürfnis. »Right or wrong, my party«, mit diesem Satz, der aus dem Mund eines

Philosophen sehr merkwürdig klingt, begründete er, daß er sich nicht einmal in der Zeit der Säuberungen dem Stalinismus widersetzt habe. Auch innerlich nicht! Das unterstützte er natürlich auch durch Anführung historischer Gründe, zum Beispiel in seinem der *New Left Review* gegebenen Interview, das erst nach Lukács' Tod in der Juli/August-Nummer 1971 erschienen ist. Er wiederholte hier nachdrücklich seine Überzeugung: »Man konnte nur in den Reihen der kommunistischen Bewegung wirkungsvoll gegen den Faschismus kämpfen. Zu dieser Anschauung bekenne ich mich auch heute.« Georg Lukács, der ein verständnisvoller Verehrer von Attila József und den Gebrüdern Mann war, konnte um 1970 bereits nur unter großzügiger Suspendierung der Tatsachen aus psychischem Bedürfnis zu seiner Anschauung stehen. Als Erklärung hatte er auch mehrmals angeführt, daß man während des Konflikts zwischen Stalin und Hitler aus einer moralischen Zwangsläufigkeit heraus jede Kritik an der Sowjetunion habe aufschieben müssen. Aber selbst wenn das damals so war, warum hat er später nicht sein Schweigen gebrochen? Warum hat er nach seiner Rückkehr nach Ungarn selbst im engen Führungskreis der ungarischen Kommunisten, die die Sowjetunion nicht aus eigener Erfahrung kannten, so getan, als wüßte er nichts von den abscheulichen Fesseln der physischen und geistigen Existenz, von der Atmosphäre der universellen Angst, von den Arbeitslagern, die auch als Todeslager ausgezeichnet funktionierten, mit einem Wort von der Stalinischen Richtung der sowjetischen Entwicklung? Die Erklärung auf diese Frage gibt die Fortsetzung der aus der *New Left Review* zitierten Sätze: »Ich war immer der Meinung, daß man selbst in der schlechtesten Form des Sozialismus besser leben könne als in der besten Form des Kapitalismus.« In der Mai-Nummer des *Neuen Forums* aus dem Jahre 1969 formuliert er dasselbe noch objektiver: »Aber

selbst der schlechteste Sozialismus ist immer noch besser als der beste Kapitalismus. Das ist nur scheinbar ein Paradoxon.« Wer diese Meinung vertritt, braucht keine besonderen historischen Gründe oder moralischen Erwägungen, um Mitglied einer Partei zu werden, die den Aufbau dieses beliebigen Sozialismus lenkt.

Lukács' seelisches, man könnte auch sagen religiöses Bedürfnis* ist meiner Meinung nach einerseits Folge seiner Herkunft, andererseits Folge seiner intellektuellen Position. Der Sohn des steinreichen Bankiers machte sich über die moralische und intellektuelle Atmosphäre im Elternhaus – über den »Protokollgeist«, wie er zu sagen pflegte – sehr bald keine Illusionen mehr. Er muß sich stark danach gesehnt haben, zu irgendeiner sinnvollen und großen Gemeinschaft zu gehören. Die Partei als Träger des Klassenbewußtseins – oder wenn man so will: des Weltgeistes – verwirklicht, wenn auch manchmal auf Umwegen, die »Gattungsmäßigkeit für sich«, wobei sich auch das Individuum am ehesten als Bestandteil dieses Prozesses auf die Ebene seiner eigenen Gattungsmäßigkeit erheben kann. Andererseits muß es für Lukács infolge der international beachteten wissenschaftlichen Leistung seiner idealistischen Phase sowie infolge seiner Bildung und seines intellektuellen Niveaus von vornherein unmöglich gewesen sein, sich reibungslos in eine hierarchisch aufgebaute, auf Disziplin und Zwangsmaßnahmen basierende Bewegung einzufügen. Thomas Mann, dessen Naphta bekanntlich zum Teil auf Georg Lukács zurückgeht, hat die heiklen, man könnte sagen, unlösbaren Widersprüche dieser geistigen Beschaffenheit und Situation sehr feinfühlig erfaßt. Naphta ist Jesuit, das heißt, er

* Als erste haben meines Wissens zwei ungarische Philosophen, György Bence und János Kis, über die religiösen Elemente in Lukács' Kommunismus geschrieben, und zwar in einer bis zum heutigen Tage unveröffentlichten Studie, in der sie unmittelbar nach Lukács' Tod den Versuch unternahmen, ihr Verhältnis zu Lukács zu klären.

ist ideologischer Vorkämpfer einer Organisation, die nach der Weltherrschaft strebt. Infolge seines scharfen Intellekts steht er aber gleichzeitig auch außerhalb der Bewegung, der er seine ganze Kraft widmet. Obwohl ihm die Bewegung Freiheit garantiert, wird er von dieser mißtrauisch beobachtet, was er letztlich selbst durch seine gewagten Konzeptionen provoziert, die durch ihr Eindringen bis in letzte Konsequenzen hart an Ketzerei grenzen. Lukács war kein Jesuit und hat sich mit der notwendigen Distanz, die ihn, den Theoretiker, fortwährend mit der Bewegung, die sich von den jeweiligen taktischen Überlegungen leiten ließ und taktische Disziplin forderte, in Konfliktsituationen brachte und ihn an den Rand der als todbringend empfundenen Exkommunikation trieb. Da er Theoretiker war, antwortete er auf diese Lage mit der sogenannten Partisanentheorie. Diese Theorie führte er 1945 im Zusammenhang mit der Parteidichtung am umfassendsten aus: »Der Parteidichter ist niemals Führer oder einfacher Soldat, sondern immer ein Partisan. Das heißt, wenn er ein wirklicher Parteidichter ist, dann besteht eine tiefe Einheit mit der großen geschichtlichen Berufung der Partei, mit der großen strategischen Linie, die von der Partei bestimmt wird. Innerhalb dieser Einheit muß er sich jedoch mit eigenen Mitteln auf eigene Verantwortung offenbaren.« Das Pathos dieses Textes, die Breite der Formulierung lassen ahnen, daß es hier nicht nur um den Dichter geht, sondern auch um den Philosophen, um Georg Lukács selbst. An anderer Stelle spricht er ausdrücklich von sich selbst: »Ich war deshalb gezwungen, eine Art Partisanenkampf für meine wissenschaftlichen Ideen zu führen.« Die Partisanentheorie erntete in Parteikreisen sehr geringen Beifall. Statt einer Verringerung trat eine Vergrößerung des Abstands zwischen der Bewegung und dem Philosophen ein. 1949, nach Schaffung des kommunistischen Machtmonopols, fungierte die Partisa-

nentheorie in jener Debatte, deren Ziel die Vernichtung von Lukács' ideologischer Position und ideologischem Einfluß war, als unannehmbarer Stein des Anstoßes. Auf diese Debatte reagierte Lukács gewohnheitsgemäß mit formaler Selbstkritik, um eine Exkommunikation zu vermeiden. Der Partisan versteckte das Gewehr immer hinter dem Rücken, sooft er von den Führern zu scharf angesehen wurde. Was er im Zusammenhang mit der Parteidichtung »Treue« nennt, schätzt er zu jeder Zeit höher als sein Lebenswerk und dessen intellektuelles und moralisches Ansehen. In der bürgerlichen Literatur, so schreibt er, sei die Treue oft nur noch ein pathologisch-kitschiges Gefühl. »Die Parteidisziplin ist dagegen eine höhere, abstrakte Stufe der Treue. Treue eines Menschen in der Öffentlichkeit ist: eine weltanschauliche Beziehung zu irgendeiner geschichtlich gegebenen Richtung – und sie bleibt auch dann Treue, wenn in irgendeiner konkreten Frage keine völlige Einheit mit dieser geschichtlichen Tendenz besteht.« Aber welche Konsequenzen hat es für die Treue, wenn sich die wesentlichen determinierenden Elemente einer historisch gegebenen Tendenz verändern oder gar zu Zwistigkeiten Anlaß geben? Was ist, wenn beispielsweise das revolutionäre System der Arbeiterräte, dem der Philosoph treu zur Seite gestanden hat, durch eine bürokratische Polizeidiktatur abgelöst wird? In diesem Fall bezieht sich die unerschütterliche Treue auf die Kontinuität der Benennungen und Losungen. Aber wenn dieser treue Mensch zufällig ein außerordentlich begabter Philosoph ist, der über eine phantastische gedankliche Spannkraft verfügt, dann muß er diese Treue in eine weltgeschichtliche Perspektive stellen und die Kluft zwischen Wirklichkeit und Perspektive durch den Willen, durch den Glauben – durch religiöse Tugenden also – überbrücken. Georg Lukács besaß aber ein viel zu hoch entwickeltes Empfinden für Kritik, als daß er dieses

gedankliche Kunststück bei gleichzeitigem Wohlverhalten gegenüber der Macht hätte vollziehen können. Auf seine alten Tage bekam er von der Geschichte sogar zweimal, nämlich 1956 und 1968, die Rechnung präsentiert, aber er wollte die Niederlage nicht anerkennen. Nur ein einziges Mal, und zwar im Herbst 1968, nicht lange nach dem Einmarsch der Truppen des Warschauer Vertrags in Prag, hörte ich aus seinem Mund folgende Äußerung: »Vermutlich ist das ganze Experiment, das 1917 begonnen hat, mißlungen, und das Ganze muß ein anderes Mal und an einem anderen Ort angefangen werden.« Diesen Satz hat er allerdings niemals wiederholt, niemals niedergeschrieben und nicht einmal in seinen letzten, keineswegs für die Öffentlichkeit bestimmten Interviews ausgesprochen. Teils vielleicht wegen der verhängnisvollen Folgen, die dies rückwirkend auf die letzten fünf Jahrzehnte seines Lebens hätte haben müssen. Statt dessen – und deshalb ist die Lukácssche Treuevariante so unbequem – arbeitete er eine Theorie über die Sowjetunion aus, die eine atypische Form des Übergangs zum Sozialismus sei, und er verlieh seiner Forderung nach »Reform« und »Renaissance« des Marxismus Nachdruck. Diese Reform- und Renaissanceforderung gipfelte in der Parole: »Zurück zu Marx!« Dieser rückwärts gerichtete Blick war geeignet, den in der Bewegung verbrachten Jahrzehnten einen Sinn zu geben. Er konfrontierte aber zugleich den real existierenden Sozialismus äußerst unbequem direkt mit Marx. Die Verwirklichung der Marxschen Theorie unter modernen Bedingungen ist eine Forderung, der der real existierende Sozialismus selbst beim besten Willen nicht entsprechen könnte. Andererseits kann er sich aber dieser Forderung auch nicht offen widersetzen. Wegen dieser Frontstellung konnte Lukács weder hinuntergeschluckt noch ausgespuckt werden. Als er auf die scheußlichen Schläge der Geschichte mit der Parole: »Zurück zu Marx!« reagierte

und noch dazu in einigen wichtigen Fragen anfang, die in dieser Losung verborgenen Aufgaben zu spezifizieren, als er seine Treue also plötzlich unter Infragestellung der Gegenwart in die Vergangenheit (zu Marx, in die Leninsche Periode der Revolution usw.) und in die Zukunft verlegte, entwickelte er eine kritische Konzeption, die auf die eigene Person zugeschnitten war, mit seinem Leben und Werk harmonierte und in der dem Glauben nur eine einzige, wenn auch entscheidende Aufgabe zukam: Der Glaube lieferte die beglückende Annahme, daß man über ideologische, wirtschaftspolitische und organisatorische Reformen von oben aus einer spärlichen Marxschen Gegenwart in die Marxsche Zukunft gelangen könne.

III

Als Georg Lukács in den letzten Lebensmonaten die autobiographische Skizze *Gelebtes Denken* zu Papier brachte, versuchte er, sein Leben als etwas darzustellen, das über Jahrzehnte von diesen Bestrebungen und Tendenzen beherrscht war. Die Arbeitsbedingungen hierfür waren außergewöhnlich. Der sechsundachtzigjährige Lukács wußte bereits seit einigen Monaten, daß er an Krebs erkrankt war. Als man ihn davon in Kenntnis gesetzt hatte, fragte er, wie lange er noch ungestört arbeiten könne. Er wollte um jeden Preis noch die *Ontologie* überarbeiten, der er seine letzten Jahre gewidmet hatte und die von einigen seiner Schüler einer harten Kritik unterzogen worden war. Mit dieser Arbeit kam er allerdings nur sehr schwer voran. Hieran war gar nicht einmal in erster Linie seine Krankheit schuld, sondern vielmehr die Struktur des Werks, die strenge Trennung von historischen und methodischen Kapiteln, wodurch der Autor vor schier unüberwindliche Schwierigkeiten gestellt

wurde. Hinzu kam die 1968 eingetretene unheilvolle Verschiebung der Perspektive, als würde das beim Fotografieren einzufangende Objekt verwackeln, wodurch der ohnehin schon vorhandene Gegensatz zwischen (konservativem) System und (progressiver) Methode in Lukács' Altersproduktion verstärkt wurde. Außerdem untergrub die Krankheit die Harmonie seines bewundernswerten Organismus. Es war gar nicht einmal der Krebs, der sich als verhängnisvoll erwies, sondern der rapid voranschreitende Verkalkungsprozeß, durch den die physischen Kräfte und die Konzentrationsfähigkeit zutiefst beeinträchtigt wurden. Einige Monate später, Anfang 1971, mußte er sich eingestehen, daß er in der Beurteilung der *Ontologie* nicht mehr kompetent sei. Da er aber nicht ohne Arbeit sein konnte, schlugen ihm seine Schüler vor, eine Autobiographie zu schreiben. Dieser Gedanke beschäftigte Lukács schon seit langem, und schließlich hatte ihn auch seine Frau, die 1963 verstorbene Gertrud Bortstieber, zum Schreiben eines solchen Werks angehalten. Nun machte er sich dennoch zögernd ans Werk, weil er keine unzuverlässige Arbeit leisten und sich nicht nur auf sein Gedächtnis verlassen wollte. Er hatte jedoch nicht mehr die Kraft, sein Gedächtnis durch Material aus Archiven, Bibliotheken und Zeitschriften zu unterstützen. Schließlich machte er sich wegen des zunehmenden Zeitdrucks an die Arbeit. In kurzer Zeit schrieb er in Stichworten einen siebenundfünfzig Seiten umfassenden deutschsprachigen Schreibmaschinentext. Für diese Lösung mögen zwei Gründe ausschlaggebend gewesen sein: Einerseits fertigte er vor jeder größeren Arbeit einen Entwurf an, und diese Methode wendete er hier ebenfalls an. Andererseits mag die Überlegung ausschlaggebend gewesen sein, daß er infolge der fehlenden Bibliotheksarbeit ohnehin kein gründliches und hinsichtlich der Fakten unangreifbares Buch würde schreiben können. Der stichwortartige Ent-

wurf würde es jedem ermöglichen, den Einzelheiten selbst nachzugehen. Diese Nachforschungen begannen schon zu seinen Lebzeiten. Als sich nämlich nach der Fertigstellung des Entwurfs herausgestellt hatte, daß Georg Lukács zu manueller Schreibarbeit nicht mehr in der Lage war, mußte für ihn eine neue Tätigkeit gesucht werden. So kam es zwischen März und Mai zu jenen Gesprächen auf Tonband, die Erzsébet Vezér und ich mit Georg Lukács führten. Thema war *Gelebtes Denken*. Vor uns lag der Schreibmaschinentext, und wir stellten zu einzelnen Hinweisen und Ausdrücken, die einer Erklärung oder Ergänzung bedurften, unsere Fragen. Der auf diese Weise entstandene und nahezu einhundertfünfzig Seiten umfassende ungarischsprachige Text ist keineswegs einheitlich. Die Mai-Gespräche halten jenen Verfall fest, der einem die Kehle zuschnürt und den auch Georg Lukács mit letzter geistiger Kraft an sich beobachtet hat. Dennoch werden durch diese Gespräche zahlreiche wichtige Fragen geklärt. An vielen Stellen wird der Textentwurf konkretisiert, ergänzt und interpretiert. Die Arbeit, die wir uns aus Sympathie und Mitleid für den todkranken Lukács ausgedacht hatten, wurde nicht durch unser Verdienst, sondern infolge der fantastischen Willensanspannung unseres Gesprächspartners sinnvoll.

IV

Ich meine, es ist nicht notwendig, das *Gelebte Denken* hier chronologisch und methodisch vorzustellen. Ich will nur einige Probleme aus dem Text herausgreifen, in denen der Standpunkt des Autors in einer umstrittenen und wichtigen Frage festgehalten wird. Zunächst aber einige Worte zu der Persönlichkeit, die uns aus diesen fragmentarischen Aufzeichnungen entgegentritt. »Bei mir ist jede

Sache die Fortsetzung von etwas. Ich glaube, in meiner Entwicklung gibt es keine anorganischen Elemente.« Diese stolzen Sätze ließ Lukács gelegentlich unserer Tonbandgespräche verlauten. Die autobiographische Skizze zeigt tatsächlich einen organischen einheitlichen Charakter. Lukács lehnt sich bereits als Kind gegen den »Protokoll«-Geist der großbürgerlichen Familie auf. Am Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn wirken auf ihn der kritische Geist, der Totalitätsanspruch und der revolutionslose Revolutionarismus des großen ungarischen Dichters Endre Ady mit überwältigender Kraft und verhelfen ihm später im Verlauf des Studiums der deutschen Philosophie zu einer einzigartigen Synthese: Seine konservative Erkenntnistheorie verbindet sich mit linksgerichteter Ethik. Und das stellt ihn in der Beurteilung der ungarischen und der europäischen Politik im allgemeinen außerhalb sämtlicher möglichen Blöcke »machtgeschützter Vertrautheit«. Der Erste Weltkrieg verstärkt weiter seine Verachtung gegenüber den vorhandenen Mächten, Institutionen und herrschenden Ideologien, die die Welt im Taumel der Begeisterung in die Katastrophe jagen. Die Welt ist im Zustand der »vollkommenen Sündhaftigkeit« gefangen. Nur die russische Revolution bietet einen Hoffnungsschimmer. Lukács, der bereits durch frühere Marx-Lektüre auf die Wende vorbereitet ist, sieht endlich, mitten im Weltbrand, eine Perspektive. Und nach kurzem, aber heftigem inneren Ringen schließt er sich der kommunistischen Bewegung an, der er bis an sein Lebensende treu bleibt. Im *Gelebten Denken* wird diese Wende mit vollem Recht in ihrer zentralen Bedeutung dargestellt: »Die Entwicklung zum Kommunismus ist schon die größte Wendung, Entwicklungsergebnis in meinem Leben.« Alles, was dem vorangegangen ist – beispielsweise die Entstehung seiner weltberühmten und bis auf den heutigen Tag aktuellen Werke –, interessiert ihn nur insofern,

als dadurch die Wende vorbereitet worden ist. Seine idealistischen Bücher behandelt er von dieser Zeit an als die Werke eines Ideologen, der zweifellos begabt ist, jedoch in vielerlei Hinsicht schädlichen Einfluß ausübt und vernichtende Kritik verdient. Seine weitere Entwicklung begreift er als einen Weg, den er innerhalb des Marxismus zurückgelegt hat, teils durch die immer vollkommeneren Aneignung der Theorie, teils durch eine mitunter von innen kommende und ein andermal durch eine von außen bestimmte Anpassung an die Praxis. Dieser Weg mündet logischerweise in der Forderung nach Reformierung und Renaissance des Marxismus und in der Entstehung jener großen systematisierenden Arbeiten, der *Ästhetik* und der *Ontologie*, woran zu Stalins Lebzeiten nicht zu denken war und die dazu berufen waren, den Beginn und ersten Höhepunkt unserer Reformarbeit anzuzeigen.

Diese gewaltige Wegstrecke wurde von ein und demselben Menschen zurückgelegt. Lukács, der mit achtzehn Jahren seinen schriftstellerischen Ambitionen Lebewohl gesagt und in den späteren Jahren mitunter sogar den elementarsten Regeln bei der redaktionellen Bearbeitung von Publikationen den Kampf angesagt hat, gelingt es in diesem letzten Fragment, die Einheit des Objekts, das heißt die Einheit, die für die eigene Persönlichkeit prägend ist, sichtbar zu machen. Unter anderen Beispielen über seine sehr früh auftretende Empörung gegen die Mutter ist in *Gelebtes Denken* auch nachstehendes zu lesen: »Guerillakampf mit Mutter: Dunkelkammer circa 8 Jahre. Vater: Befreiung ohne Sichentschuldigen.« Im Verlauf der Gespräche auf Tonband fügte Lukács folgende Erklärung hinzu: »Gegen meine Mutter führte ich einen Partisanenkrieg. Meine Mutter war nämlich streng mit uns. In der Wohnung gab es eine Holzkammer, eine Dunkelkammer. Es gehörte zu den Strafen meiner Mutter,